

Aus Liebe zum Tier

Die Zuneigung zur Kreatur ist beim Menschen wahrscheinlich bereits genetisch angelegt und wirkt sich positiv auf das Wohlbefinden aus

Die Liebe zum Tier ist sicherlich ein wichtiger Beweggrund für Deinen Tiergartenbesuch. Während wir ziemlich genau sagen können, was ein Tier ist, bewegen wir uns bei der Liebe auf schwankendem Boden. Die idealistische Liebe zwischen zwei Menschen (ob Mann und Frau, ob Mutter und Kind) äußert sich in einem lebensbejahenden, zuweilen sogar selbstlosen Verhalten, das auf die personale Entfaltung des geliebten Menschen abzielt. In abgeschwächter Form lässt sich dieses Verhalten auf alles Lebendige übertragen. Die daraus resultierende Ethik wird als Biophilie, als „Liebe zum Leben“ bezeichnet.

Die Gretchenfrage lautet nun: Lässt sich diese Liebe mit den Naturgesetzen erklären oder folgt sie einem humanistischen Ideal beziehungsweise einem göttlichen Prinzip? Für Franz von Assisi gibt es keinen Zweifel: Die Liebe zu allen Geschöpfen resultiert aus der Liebe Gottes. In seiner berühmten Vogelpredigt spricht er die Tiere als Brüder an.

Der Theologe und Arzt Albert Schweitzer denkt ebenfalls in den Kategorien der göttlichen Schöpfung. Bei einer mehrtägigen Flussfahrt auf dem Ogowe in Westafrika kommt ihm 1915 der entscheidende Gedanke: „Auf einer Sandbank, zur linken, wanderten vier Nilpferde mit ihren Jungen in derselben Richtung wie wir. Da kam ich, in meiner Müdigkeit und Verzagtheit plötzlich auf das Wort ‚Ehrfurcht vor dem Leben‘.“ Sobald der Mensch von dieser Ehrfurcht berührt werde, „schädigt und vernichtet er Leben nur aus Notwendigkeit, der er nicht entrinnen kann, niemals aus Gedankenlosigkeit“, schreibt Schweitzer.

Auch der Psychoanalytiker und Philosoph Erich Fromm leitet in seiner „Kunst des Liebens“ die menschliche Liebe von der göttlichen ab. 1964 führt er den Begriff der Biophilie ein: „Die Biophilie ist die leidenschaftliche Liebe zum Leben und allem Lebendigen; sie ist der Wunsch, das Wachstum zu fördern, ob es sich nun um einen Menschen, eine Pflanze, eine Idee oder eine soziale Gruppe handelt.“

Gut und Böse gibt es nur bei Menschen

Aus der Liebe zum Leben lässt sich nach Fromm eine einfache Handlungsanweisung ableiten: „Gut ist alles, was dem Leben dient; böse ist alles was dem Tod dient.“ In der außermenschlichen Natur machen Begriffe wie gut und böse allerdings wenig Sinn. Ein Biologe interessiert sich für den Selektionsvorteil, den ein bestimmtes Verhalten mit sich

bringt. Der Mensch etwa hat sich über Jahrmillionen in der freien Natur und in engem Kontakt mit Pflanzen und Tieren entwickelt. Das menschliche Gehirn ist ein Ergebnis dieser Evolution.

Kleinkinder fühlen sich von allem Lebendigen angezogen. Diese (banale) Erkenntnis brachte den Insektenforscher Edward O. Wilson zu der Vermutung, dass der Mensch eine angeborene Neigung hat, „seine Aufmerksamkeit auf das Leben und lebensähnliche Prozesse auszurichten“. In seinem beachteten Buch „Biophilia“ von 1984 nennt er diese Neigung Biophilie. Der Begriff beschreibt keine ethische Forderung, die sich an humanistischen oder religiösen Vorstellungen orientiert, sondern einen naturwissenschaftlich erklärbaren Mechanismus, den man beweisen oder widerlegen kann. Die wissenschaftliche Diskussion über die Richtigkeit der „Biophilie-Hypothese“ dauert es bis heute an. Die Befürworter führen das sogenannte Kindchenschema ins Feld: Erwachsene Säugetiere – auch der Mensch – reagieren äußerst positiv auf einen vergleichsweise großen Kopf mit großen Augen und kleinem Kinnbereich. Diese Schlüsselreize verhindern Aggressionen und lösen Brutpflegeverhalten aus. Unabhängig davon, ob sie von einem Kleinkind, einem Eisbär-Baby namens Flocke, einem Teddybär oder einem Manga-Comicbild ausgehen. Folgt man der Biophilie-Hypothese, müssten wir uns in natürlicher Umgebung wohler fühlen, als in einer künstlichen. Tatsächlich zeigen Studien, dass Patienten, die aufs Grüne schauen, weniger Schmerzmittel benötigen und schneller gesund als solche, die auf eine Backsteinwand blicken.

Studien belegen: Nichts tut so gut wie Natur

Vor einigen Jahren untersuchten Forscher aus Ottawa die psychologische Wirkung des Laufens. Eine Gruppe von Studenten lief unter freiem Himmel, die andere im Gebäude. Erstere fühlten sich deutlich entspannter und in besserer Stimmung als die Studenten der Vergleichsgruppe. Inzwischen gibt es unzählige Studien, die alle dasselbe aussagen: Der Aufenthalt in der Natur steigert das psychische und körperliche Wohlbefinden, baut Stress ab, erhöht die Konzentrationsfähigkeit und die emotionale Stabilität und stärkt das Immunsystem. Offensichtlich weiß der Mensch instinktiv, wo er hingehört. Vertreter der Savannen-Hypothese behaupten sogar, dass sich die Landschaft, in der der Mensch wichtige Entwicklungsschritte unternommen hat, im kollektiven Gedächtnis der Menschheit festgesetzt habe. So belegen verschiedene Studien eine Vorliebe für Savannen und Parkanlagen, beides offene Landschaften, die von kleinen Baumgruppen und Gebüsch durchzogen sind. Sie bieten sowohl Übersicht als auch Schutz.

Menschen siedeln gerne auf leichten Anhöhen mit Blick aufs Wasser, weil sich dieser Landschaftstypus als vorteilhaft erwiesen habe, meint Wilson. Wer sich die Grundstückspreise am Starnberger See anschaut, kann dieser Argumentation durchaus zustimmen. Die Popularität von Zoologischen Gärten könne ebenfalls mit der Biophilie-Hypothese erklärt werden, behauptet Wilson. Warum sollten sich europäische Großstädter für afrikanische Wildtiere interessieren, wenn nicht aufgrund der genetisch programmierten Liebe zum Lebendigen? Folgt der Zoobesucher demnach nur einem menschlichen Instinkt? Der Psychologe Gareth Davey hat sich mit dieser Frage befasst – allerdings ohne eine

eindeutige Antwort zu finden. Zwar profitierten Zoobesucher vom Aufenthalt in der freien Natur, suchten den aktiven Kontakt zum Tier und geben naturnahen Gehegen den Vorzug vor Gitterkäfigen. Andererseits sei die Popularität von Tiergärten in hohem Maße kulturabhängig. Es gibt noch mehr Gegenargumente: Wenn die Hypothese so zuträfe, müssten sich Zoobesucher für Mistkäfer genauso interessieren wie für Elefanten. Zumal die Insekten einen bedeutsameren Beitrag für das Ökosystem und die Artenvielfalt leisten. Die tiergärtnerische Erfahrung zeigt allerdings, dass große und gefährliche Tiere und solche, die menschlich aussehen oder menschliches Verhalten imitieren, die Beliebtheitskala mit großem Abstand anführen. Und das ist auch nicht verwunderlich. Denkt man die Biophilie-Hypothese zu Ende, sollte der Mensch seine Aufmerksamkeit vor allem auf jene Lebewesen richten, die ihm in seiner Entwicklungsgeschichte genutzt, geschadet oder sonstwie beeinflusst haben: Gefährliche Raubtiere, Jagdwild, essbare Pflanzen und Artgenossen. Auch wenn jeder Mensch normalerweise rein zahlenmäßig mehr Mikroben als Körperzellen in sich hat, lässt sich diese Liste keinesfalls auf alle rund zehn Millionen Tier- und Pflanzenarten ausdehnen, die nach neuesten Schätzungen auf der Erde vorkommen. Die Biophilie-Hypothese mag eine anthropozentrische Naturschutz-Ethik befördern, bei der der Mensch sich zum Mittelpunkt macht. Jedoch keine, die alle Lebensformen des Planeten einschließt. Sonst würden wir derzeit nicht das größte globale Artensterben seit dem Untergang der Dinosaurier erleben. Die meisten Menschen lieben den Wolf nur so lange, bis er ihre Nutztiere frisst. Vermutlich wäre eine Naturschutz-Ethik, die auf humanistischen oder religiösen Werten aufbaut, besser geeignet, die Biodiversität zu schützen, als eine Ethik, die sich nur auf Wilsons Biophilie-Postulat stützt. Dennoch liefert seine Hypothese gute Argumente für ein Leben im Einklang mit der Natur. Denn sie betont das biologische Geworden-Sein des Menschen, erklärt, warum wir in unseren Städten mehr Grün brauchen, warum Bewegung die Gesundheit fördert, warum wir auf unsere innere Uhr hören sollten, warum eine tiergestützte Therapie Erfolg verspricht und ein Zoobesuch lehrreich sein kann.

Berühren und kuscheln baut Stresshormone ab

Wer Sphinx-Paviane bei der sozialen Körperpflege beobachtet, versteht, warum das Berühren und Kuscheln auch beim Menschen Stresshormone abbaut. Wer einer Eisbärenmutter beim Säugen zuschaut und dabei über die Funktion des Immunsystems nachdenkt, wird sein Baby eher stillen als mit der Flasche aufzuziehen. Wer die Konzentrationsfähigkeit einer Delphinmutter bewundert, wird eher mit seinem Kind als mit dem Smartphone kommunizieren. Die Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. Die Biophilie-Debatte hat gerade erst begonnen. Die Sehnsucht nach einem naturverbundenen Leben wächst, und sie wird sich in dem Maße verstärken, in dem wir uns in künstliche Lebensräume oder virtuelle Welten flüchten und durch Facebook-Algorithmen und künstliche Intelligenz entmündigen lassen.

